

GERTRAUD KLEMM



HIPPO CAMPUS

kremayr
scheriau
najants

ROMAN

kremayr
scheriau

GERTRAUD KLEMM

HIPPOCAMPUS

ROMAN

KREMAYR & SCHERIAU

*I saw it written and I saw it say
Pink moon is on its way
And none of you stand so tall
Pink Moon gonna get you all*

Nick Drake



1.

Adrian

Wien, Anfang August

Adrian weiß, wie man ein gutes Frühstück zubereitet, eines, das auch gegessen wird. Vorsichtig schließt er die Flügeltür zum Schlafzimmer. Körperliches Engagement kommt gut an: Orangen pressen, Saft kalt stellen, Obst und Gemüse schälen, schneiden und schön auf einem Teller anrichten. Schuhe anziehen und zum Bäcker gehen. Frauen mögen Dienstleistungen. Da manifestiert sich die Zuneigung, da wird sie greifbar.

Er überlegt, das Fahrrad zu nehmen, geht dann aber lieber zu Fuß. So oft ist er frühmorgens nicht unterwegs. Auf der Straße ist es noch ruhig. Die Luft vom Regen der Nacht nassfrisch. Endlich, nach diesen heißen Tagen. Keine Autos, die Fluchten der Straßenbahnschienen verlieren sich perspektivisch ungestört gegen Osten. Fast ärgerlich, dass er nicht nackt gehen kann an so einem Tag. Er fühlt sich wie auf einer leeren Bühne, die frisch aufgewischt ist, aber niemand sieht ihm zu, wie er sein Leben spielt.

Heute spielt er das Stück: Der siegreiche Eroberer macht Frühstück. Denn heute hat er etwas zu feiern. Zu Hause schläft Katalyn in seinem Bett. Gestern Nacht hat er sie, nach so vielen Monaten, zu sich ins Bett geholt *und* endlich mit ihr geschlafen.

Adrian genießt die Stille, aber eigentlich sehnt er sich nach Städten, an denen es am Sonntag nicht ruhig sein muss. Städte, die nicht jedes Wochenende ins wohlverdiente Koma fallen, weil Gott, an den niemand mehr so richtig glaubt, an diesem einen Tag zu ruhen befiehlt. Wo Sonntagsmärkte aufgestellt werden und wo Schönwetter, Wochenende und Urlaub keine Lebensziele sind. Wo nicht immer der Sonntag angebetet wird, das Nicht-Arbeiten und der Sonnenschein. Irgendwie hat das Unglück der Österreicher mit dem Sonntag zu tun. Mit diesem Nine-to-five, Montag bis Freitag, und mit diesen gesetzlichen Feier- und Urlaubstagen. Von einem Feiertag wird zum nächsten gejammert, im Winter zum Frühling hingejammert, im Frühling wird der Sonnenschein herbeigesehnt, und wenn es mal im Mai heiß ist, jammern alle wegen des Klimawandels. Die Menschen vor den Fernsehern und Radios haben immer den Freitag im Blick, damit endlich Samstag und Sonntag folgen. So will er niemals werden. So wird er niemals werden. So kann er niemals werden, weil seine Arbeit keine Wochenenden und kein Schlechtwetter kennt, nur gute oder schlechte Auftragslage und Fristen. Er stellt sich beim Bäcker

in die Reihe, vor ihm wird Dinkelkuchen gekauft, dann Vollkornwecken, hefefreies Brot. Er nimmt sich vor, niemals auf einen Nahrungsallergietrend aufzuspringen, wie um das zu besiegeln, kauft er zwei fettig glänzende Krapfen, Laugengebäck und drei Semmeln, alles aus Weißmehl. Und dann gibt er der Verkäuferin zwei Cent Trinkgeld, wobei er sich gleich blöd vorkommt.

Als er aus der Bäckerei tritt, scheint die Luft ein paar Grad heißer geworden zu sein. Morgen Früh muss er nach Vorarlberg. Er muss den ersten Zug nehmen, im Auto ist kein Platz für ihn. Dort sitzen schon die Tiertrainer und ihr kleiner dressierter Zoo in Transportboxen: ein Biber, eine Ratte, zwei Füchse, ein paar dressierte Krähen und Raubvögel. Oder sonst irgendetwas, damit sie auch gutes Material zusammenbringen, falls Flora und Fauna des »Naturjuwels Bodensee« sich rar machen. Naturfilmen ist die Königsdisziplin, nichts ist so anfällig für Totalversagen wie diese wilden Tiere, die sich nie ans Drehbuch halten. Deswegen muss der Regisseur immer eine Geschichte im Ärmel haben, die auch mit vierbeinigen Schauspielern, die mit Brekkies, Wurst und Hundefutter in Stellung gebracht werden, erzählt werden kann.

Und obwohl er das alles weiß und jetzt schon seit zwei Jahren dabei ist, deprimiert ihn immer mehr, wie viel Illusion erzeugt werden muss, um die Zuschauer für eine Naturdokumentation bei Laune zu

halten. Vogelkinder mussten ihre Mütter verlieren, Löwenmütter ihren Kindern beim Gefressenwerden zusehen, die Elemente mussten rebellieren und der Lebenskampf toben. Erst wenn Natur mit Storytelling und Mitleidhaschen gespickt wird, ist sie so richtig essfertig für den Durchschnittstrottel vor dem Bildschirm.

Aber noch ist Sonntag und noch liegt Katalyn in seinem Bett. Adrian wird zuerst ein Frühstück für sie beide machen, und es wird sich lohnen. Katalyn ist keine, die anorektisch an einem bisschen Obst und Gemüse herumschnäbelt. So viel Erfahrung hat er mit Frauen: Salat und Obst gehen fast immer. Weißmehl und Zucker wird schon schwieriger. Und mit Frittiertem, allem voran frittiertem Schweinefleisch, kann man diese Frauengeneration garantiert verjagen. Ätherische Speisen, so nennt Adrian all die Salate und Smoothies, die er schon in Frauen verschwinden gesehen hat, und die er nie mit Sättigung in Verbindung bringen würde, es sei denn, man isst den ganzen Tag davon, wie ein Rind.

Katalyn mag am liebsten dick gebutterte Semmeln mit Auflage und Kakao. Sie mag Leberkäse, Käsekrainer, Pizza. Gegessen haben sie schon oft miteinander, meist nachts zwischen zwei Clubbesuchen. Aber Frühstück hatte er erst einmal für sie machen dürfen. Und auch nur, weil Katalyn plötzlich Fieber bekommen hatte. Sie waren unterwegs gewesen, erst in einem Club und dann an einem Wü-

telstand und dann in einer Bar, als sie plötzlich über Kopfschmerzen klagte. Er bot an, sie nach Hause zu begleiten, und auf dem Weg in den 17. Bezirk kamen sie durch den 15. und er hat sich ein Herz gefasst und vorgeschlagen, dass sie noch ein Bier bei ihm trinken könnten. War es nur Faulheit oder doch das Fieber, das sie mitkommen und sich in seinem Bett zusammenrollen ließ? Aber der Schlaf kam schnell und mit feinem Schnarchen, das ihn eigenartigerweise in den Schlaf wiegte und nicht störte, genauso wenig wie ihre ausladende Körperhaltung. Katalyn hatte sich nur die Jeans ausgezogen, sie lag auf dem Bauch, das linke Bein war gerade aus dem Bett herausgestanden, auf der Hinterseite der Oberschenkel ein paar vereinzelte, lange, krause Haare. In der Früh war sie wieder gesund gewesen und Adrian hatte Hoffnung geschöpft, eine Zuneigung hätte sich über Nacht aufgebaut. Aber sie räkelte sich nur wohligh, setzte sich mit nackten Beinen an den gemachten Tisch und verschlang eine Honigsemmel, eine Salamisemmel und ein weich gekochtes Ei, kommentarlos, als wäre Adrians Küchentisch ein Frühstücksbuffet. Und dann ging sie, ohne Danke zu sagen und ohne ihren Teller zum Waschbecken zu tragen. Nur einen trockenen Wangenkuss hatte sie ihm gegeben.

Diesmal würde er sie vielleicht überreden, noch den Vormittag, vielleicht auch den Nachmittag miteinander zu verbringen. Jetzt, nach dem wirklich passablen

Sex, wie zumindest er fand. Mit den Rädern in die Lobau fahren, Nacktbaden und danach einen Steckerlfisch essen. Einen Sonntag, von dem er ein bisschen würde zehren können. Etwas, an dem er sich festhalten könnte, wenn er morgen im Zug saß und den Leuten beim Jausen zusehen und beim Telefonieren zuhören musste. Den Geschäftsmännern in ihren Anzügen vor ihren Laptops. Oder, schlimmer noch, den Pensionistenehepaaren.

Wenn Ehepaare miteinander altern, wachsen die Frauen über sich hinaus und über ihre Zuständigkeiten. Dann wachsen sie um die Männer herum und ersticken sie mit ihrer Fürsorglichkeit, damit sie im Alter noch jemanden haben, den sie dank günstiger Senientickets durch die Welt schleifen können. Frauen schicken ihre Männer zur Arbeit, zum Arzt, sie untersagen ihnen das Rauchen, sie ernähren sie mit Gemüse und Getreide und rationieren den Alkohol. Zur Belohnung für die Beschneidungen ihrer Bedürfnisse können jene Männer ein paar Jahre älter werden als die ohne Partnerin. Er sieht das bei seinen Eltern und bei den Eltern seiner Freunde und auch bei Fremden. Überall schwingt die Kontrolle der Ehefrauen mit. Diese paar Jahre zusätzliche Lebenserwartung bezahlen die Ehemänner mit Bemuttertwerden und Quasikastration. Sie müssen sich sagen lassen, wie und wo sie ihre Schuhe hinstellen, ihr Sakko aufhängen, wie oft sie Blutdruck messen müssen, und im Zug müssen sie sich Jausenbrote in Alufolie aushändigen lassen und halbe

Äpfel, aus denen die Frauen vorsorglich das Kerngehäuse mit dem kleinen Taschenmesser, das sie ja immer dabei haben, herausschneiden und mit einem Stück Küchenrolle auffangen. Nie im Leben möchte Adrian so enden wie diese pensionierten Ehepaare, nie möchte er solche kleinen Reisen machen, die immer mit einer Mahlzeit eröffnet werden. Nie möchte er alle paar Stunden essen müssen. Diese regelmäßigen Mahlzeiten sind der Anfang vom Ende. Bevor der Bauch leer wird und eine Hungerkatastrophe eintritt, bevor das Bausparkonto leer wird, immer muss oben nachgestopft werden. Das wird ihm alles nicht passieren, denn in seinem Leben ist das Essen Nebensache. Außer man holt Frühstück für Katalyn.

Das Ungute am Leben ist das Altern, denkt er, als er das Haustor aufsperrt, und das hat schon etwas mit den Frauen zu tun. Mit ihnen kommen die Kinder ins Spiel, und mit den Kindern kommt das ganze Uhrwerk ins Laufen, regelmäßiges Einkommen, regelmäßiges Essen, alles miteinander. Und wenn die Kinder aus dem Haus sind, wird man die Regeln nicht mehr los und das Maß auch nicht, man ist aneinandergelockt und es gibt kein Entrinnen. Das kann er bei den wenigen Freunden beobachten, die schon Kinder haben. Und bei seinen Eltern. Wie sie morgens schon voreinander davonlaufen, ein Ausweichen, das über den ganzen Tag hinweg famos choreografiert wird. Vater treibt es in die Werkstatt,

auf den Tennisplatz, in die Stadt, und Mutter in den Garten, zum Einkaufen, auf den Friedhof, in die Kirche. Wie oft seine Eltern das Wort *Besorgungen* verwenden! Da ist die Sorge ja schon gut ins Wort und in den Tag gepackt und irgendwelche unnötigen Einkäufe noch dazu. Weil sie sich nicht trennen können und wollen, bauen sie die Trennung in ihre alltäglichen Wege ein. Dieses Trennen, das sich nach so vielen gemeinsamen Jahrzehnten so mühelos ergibt wie das Auseinanderweichen von Öl und Wasser. Lieber gleich allein bleiben. Oder so ein bisschen on-off-lieben wie mit Katalyn.

Während er zügig die vier Stockwerke hinaufgeht, fragt er sich, wie das gehen kann: *Zukunft* mit Frau und Kindern, aber trotzdem seine Würde bewahren. Wie kastrierte Rüden, die nicht mehr raufen und aufreiten, dafür aber umso mehr fressen wollen, so kommen ihm die meisten Jungväter vor. Ihre schnell wachsenden Bäuche sind zu groß für das coole T-Shirt vom Vorjahr, aber der Stoff *dehnt sich ja eh*. Manche haben schon eine Glatze und eine kleine gerötete Speckrolle im Genick, und sie halten sich verzweifelt an Fußball, Grillzange und Bier fest, der heiligen Dreifaltigkeit der Durchschnittlichkeit.

Adrian kann sich nicht vorstellen, jemals dick oder glatzig oder specknackig zu werden, dazu haben seine männlichen Vorfahren auch als alte Männer zu viele Haare behalten. Aber er kann sich vorstellen, wie all die Pflichten das freie Leben beschneiden, ja zerhacken in Arbeits- und Urlaubszei-

ten, Monatsfristen, Lebensereignisse, Acht-Stunden-Arbeitstage, monatliche Kreditraten, Kindergeburtstage, Weihnachten, Ostern ... und einmal im Monat die aus dem Leim gegangene Frau besteigen. Da ist aber auch dieses Bild einer ungeschminkt schön aussehenden Frau, sie trägt ein rosiges Kleinkind durch einen Loft mit alten Fabrikfenstern und setzt es auf den warmen Holzfußboden ab. Jetzt fällt ihm auf, wie harmonisch ausgeleuchtet und inszeniert dieses Bild ist, dass es wohl aus einer Werbung stammen muss. Mit seinem Alltag und seinem Verdienst braucht er gar nicht darüber nachdenken. Und doch. Im Gegensatz zu Milan oder Paul will er es sich vorstellen können.

Als er die Wohnungstür aufsperrt, überlegt er, ob Katalyn noch schläft. Ob er sich nochmal zu ihr ins Bett legen soll oder nicht. Während er seinen kurzen Flur entlanggeht, fragt er sich, ob Katalyn sich vielleicht davor gerne die Zähne putzen wollen würde. Und als er die Semmeln und Krapfen auf dem Küchentisch ablegt, denkt er, dass sie sicher nicht so eine Sauberfrau ist, was ihm nur recht ist. Er fasst Mut und öffnet leise die Flügeltür zum Schlafzimmer, nur um das Bett leer vorzufinden. Ist sie auf dem Klo? Er horcht in die Stille des Sonntagmorgens hinein. Es dauert ein paar Sekunden, bis er realisiert, dass Katalyn weg ist. Einfach so. Mit hängenden Schultern steht er im Türrahmen. Er sieht noch einmal nach, ja, ihre Schuhe sind auch weg, dafür

hat sie ihren Abdruck in seinem ungemachten Bett hinterlassen. Er setzt sich auf die Bettkante und weiß nicht, ob er wütend sein soll oder traurig, also wird er geil. Und wenn er an gestern Nacht denkt, noch geiler. Aber zum Masturbieren ist er zu wütend, und wenn er ehrlich ist, zu enttäuscht. Da fällt ihm Milan ein. Und er hat schon das Handy in der Hand, und als Milan rangeht, ist Adrian so erleichtert, dass es ihm fast schon unheimlich ist.

2. Elvira

Hintermoos, Anfang August

Als Elvira, steif vom Schlaf, auf dem Weg zum Klo durch das Zwergenhaus schlurft, fällt ihr Blick durch das kleine gelbe Glasfenster der Eingangstür über den Zaun auf die Straße. Der Müll wird scheinbar heute abgeholt, denn vor jeder Haustür steht eine schwarze Mülltonne. Auf dem Land muss man ja seinen eigenen Dreck spazieren führen. Sie geht gehorsam in den Garten, rollt die Tonne aus ihrem Eck hinaus, über den Gartenweg, vor das Haus. Die Tonne fühlt sich sehr leicht an. Elvira widersteht der Versuchung, den Deckel zu öffnen und Helenes allerletzten Müll anzusehen. Stattdessen wirft sie einen Blick die Straße hinunter. Wie Wächter stehen die schwarzen eckigen Behälter ausnahmslos vor jedem Haus, dort, wo früher vielleicht die Milchkannen gestanden haben. Auf der anderen Straßenseite wurde ein Windsack an die Mülltonne gelehnt. Ein großer, transparenter Sack, prall mit routiniert gefalteten, blauen und weißen Riesenwindeln gefüllt. Etwas weiter die Straße hinunter steht noch so ein Sack.

Sie geht schnell wieder ins Haus. In der Großstadt wird so eine Ungeheuerlichkeit diskret entsorgt. Nicht hier. Wie ein museales Freiluft-Altersheim ist

dieses Dorf. Der Tod springt einem an jedem Eck in den Nacken. Leere Häuser, Todesanzeigen beim kleinen Supermarkt, Windelsäcke vor der Tür. Und Menschen unter sechzig hat sie hier so gut wie gar nicht gesehen, die rumänische Pflegerin und das eine oder andere Enkelkind mal ausgenommen. Vielleicht würde ich das auch machen, wenn ich Kinder hätte, denkt sie. Die Fürsorgearbeit für die Kinder der Kinder übernehmen. Vielleicht wäre sie auch eine dieser braven Omis, ohne die nichts geht. Die einspringen, wenn die Tochter krank ist oder auf Urlaub oder arbeiten oder geschieden. Die im Kinderdienst ist, wenn nicht gerade Altenpflege-dienst ansteht. Gestern hat sie hier ein Kind gesehen, das einbeinig dastand und sich, während eine Mittsechzigerin vor ihm hockte und wohl ein Steinchen aus dem kleinen Schuh ausbeutelte, an den Haaren der Frau festhielt. Es sah ganz beiläufig den Vögeln beim Vorbeifliegen zu und verkrallte sich in einer großmütterlichen Haarsträhne. Man konnte sehen, wie die Frau litt und nichts sagte. Wie sie ihr ganzes Leben schon nichts sagte. Elvira biss sich tapfer auf die Zunge, um nicht über den Zaun hinweg die Großmutter anzupöbeln und das Kind gleich dazu.

Sie geht wieder ins Haus, wieder am Spiegel vorbei. Die Jahre haben grobe Hände gehabt. Der Tränensack unter dem rechten Auge ist groß wie eine Dörrzwetschke, nur feister. Elvira berührt die Schwellung,

es ist eine nachgiebiges, trauriges Stück Fleisch. Wieso heißt es Tränensack, wenn es vom vielen Weinen nicht kleiner wird? Oder ist es nur der linke Tränensack, der leergeweint ist, und jetzt kommt der rechte dran? In Helenes Haus hängen zu viele Spiegel. Die Spiegel verfolgen Elvira, das Haus ist zu klein, als dass man ihnen ausweichen könnte.

Sie geht barfuß in den Garten, durch das taunasse Gras, es ist noch angenehm kühl, sie pflückt ein paar Melissenblätter, die sie in die Tasse mit heißem Wasser wirft, und setzt sich auf das schiefe Holzbänkchen an der Hausmauer in die Morgensonne. Sie sollte ihre Dehnungsübungen machen. Sie schließt die Augen. Nur das Geräusch einer fliegenden Hummel, das in den Ohren kitzelt. Daran könnte sie sich gewöhnen. Auch daran, dass es hier nie so richtig heiß wird im Gegensatz zur Stadt. Nicht gewöhnen kann sie sich an die Stille der Nacht, nicht an das Vogelgezeter in den frühen Morgenstunden, nicht an das Knarzen des Bodens, nicht an die kleine gelbe Laus, die jetzt in ihrem Tee aufsteigt. Sie inspiziert ihre Fußsohlen, die fast schwarzen Ballen und Fersen. Für so eine Art Dreck braucht man eine Hornhautfeile. Gibt es so etwas beim Supermarkt in Hintermoos?

Sie steht auf, streckt sich im Gehen, bleibt vor dem Gemüsebeet stehen und sieht ratlos auf die ausgewachsenen Pflanzen, riesige Stauden, von denen sie keine Ahnung hat. Auf die Löcher in den Blättern, die mehr werden, auf die gelben Blätter selbst. Sie hat nicht die geringste Ahnung, was zu tun ist. Gießen, ja.

Aber wann? Täglich? Morgens oder abends? Und wie viel? Ernten? Was ist das hier, Kohlrabi? Kraut? Wann ist das reif, wann wird es bitter, holzig, ungenießbar? Sollen doch die Schnecken kommen und sich bedienen. Verdammt, Neni, ich habe nicht darum gebeten, deinen blöden Garten zu pflegen! Jetzt muss sie gleich wieder weinen. Sie wischt sich die Tränen aus den Augen. Es wäre schön, glauben zu können. Daran, dass Neni ihr zusehen kann. Etwas zuflüstern kann über die Barriere hinweg. Trost – oder zumindest Gartenexpertise. Elvira hat am ersten Tag ein bisschen Unkraut gezupft und gegossen. Gebückte Gartenarbeit, mit viel Heulen dazwischen. Erde an den Händen. Wie sie trocknet und sich die Haut spannt, die dreckigen Fingernägel. Nach einer Woche hat sie schon genug von Helenes Tod.

Nächste Woche wird diese Kulturredakteurin zu ihr kommen. Sie wollen einen Kurzbeitrag machen, mehr als ein Nachruf: ein Feature. Die Vorbereitung auf das bisschen Unsterblichkeit, das Helene scheinbar zusteht. Jetzt ist Helenes Tod noch frisch, jetzt kann man ihm noch Aufmerksamkeit abtrotzen. Vor einer Woche ist Rainers Anruf gekommen. Gleich nach der Todesnachricht die verzweifelte Bitte. Du hast sie doch am besten gekannt!, hatte er ins Telefon gejammert. Und er hätte ja keine Ahnung, was da beruflich und was privat und was in Helenes Sinne! Bitte! Neunundzwanzig Jahre verheiratet, zwei gemeinsame Kinder und keinen Tau, denkt sich Elvira.

Sie hatte sich am Anfang gesträubt, aber Rainer war hartnäckig geblieben. Er war es auch, der sie hierhergebracht hat, mit dem Auto. Der sie hereingelassen und mit hilfloser Geste auf den Schreibtisch gezeigt hat.

Siehst du dieses Chaos?, hat er gesagt. Ich kann das nicht machen. Schon gar nicht im Hinblick auf das Buch.

Was für ein Buch, hat Elvira verwundert gefragt, Helene hat doch nicht mehr geschrieben! Anscheinend doch, hat Rainer zerknirscht gesagt. Es geht ja auch um den Nachlass. Du kannst so lange hier wohnen, wie du willst.

Na, herzlichen Dank. Ob das Erbe die Triebfeder seiner Sorge ist? Ob er sich etwas erhofft? Ob er weiß, wie dauerpleite Helene war? Oder will er seine Mitschuld nachträglich herausradieren aus den Briefen, den E-Mails, den Fotos?

Das letzte Mal hat sie Helene im Herbst gesehen. Es war in Wien gewesen. Elvira erinnert sich an wenig. Nur daran, froh gewesen zu sein, als sie ihre Freundin wieder zur Tür geleiten konnte. Sie erinnert sich an Helenes verbitterte Tiraden. An ihr Trinken, schon am Nachmittag, an diese Nase, die wie nachträglich an das Gesicht angewachsen aussah wie ein Baumschwamm. Ich hab uns einen Prosecco mitgebracht!, hat sie gesagt. Wenn sie von einem neuen Buch geredet hätte, könnte sich Elvira daran erinnern. Ein neues Buch war undenkbar, seit Jahren schon.

Mit dem Laptop hat sie begonnen. Es war komisch, ihn einzuschalten, das Passwort einzutippen, das auf einem gelben Post-it am Bildschirmrand klebte: *seepferde*. Vor zwei Wochen saß Helene noch hier, an diesem Tisch, die Fingerkuppen über die stau-bige Tastatur schwebend, ihr zerknautschtes Gesicht spiegelte sich im fleckigen Bildschirm. Vielleicht fiel ihr Blick nachdenklich aus diesem undichten Fenster, vielleicht ist die Fliege auf dem Fensterbrett, die jetzt im Tod die Beinchen so artig gefaltet hält, noch gegen die Scheibe geflogen, wieder und wieder. Vielleicht hat die Fliege dabei zugesehen, wie Helene zusammengebrochen ist. Wie sie vielleicht mit dem Tod gerungen hat. Das Blut, das sie auf die Waschbetonplatten erbrochen hat, wurde von jemandem weggespült, wenn auch nicht ordentlich. Elvira musste sehr genau mit dem Schlauch auf die Ritzen zwischen den kleinen Steinchen zielen, bis alles sauber war. Sie hat dann den Laptop bald wieder ausgeschaltet.

Seit fünf Tagen ist sie nun da, schläft in Helenes Bett, trinkt aus Helenes Tasse, raucht ihr Zigarettendepot leer. War das Haus immer schon so feucht und dunkel? Nur die Veranda und der Schreibtisch, der vor dem Fenster zur Veranda platziert ist, wirken bewohnt. Eine Wolldecke in Griffweite, ein voller Aschenbecher, zwei leere Kaffeetassen. Am liebsten würde Elvira auf der Veranda schlafen. Sie meidet die anderen Räume. Den größten Bogen macht sie um die Abstellkammer, in der sich Kisten

mit Leergut stapeln. Nur am ersten Tag ging sie hinein und sah auf die Etiketten: Weiß- und Rotwein, Cognac, Sekt. Helene hat sich nicht mit Fusel zu Tode gesoffen, sondern hat einen gepflegten Alkoholismus betrieben. Sie hat mit Weißweinspritzern die Stimmung gehoben, mit Rotwein sanft den Schlaf angesteuert, mit Sekt andere zum Mittrinken geködert, mit Cognac die Verzweiflung in den Schlaf geschaukelt. Mehr wollte Elvira gar nicht wissen. Aber natürlich fand sie die kleinen Schnapsfläschchen, mit denen man sich schnell über eine blöde Situation retten kann: in einer Jackentasche, in der Handtasche, im Küchenschrank. Und Mariendistelpräparate *zur Stärkung der Leber* in der Küche. Getrunken hat sie schon immer, aber wann war aus dem Trinken Saufen geworden? Elvira stellt sich den Alkohol als Vehikel vor, mit dem Helene durch den Tag steuerte, mit dem sie untertags in eine arbeitsfähige Stimmung abheben und abends wieder im wohligen Gefühl des Zuhauseesens landen konnte. Dazwischen musste sie nur um die Hindernisse herumlenken: um Gespräche, Gedanken, Fristen, Rechnungen. Oder Einsamkeiten. Mit Vehikeln passieren eben Unfälle, mit Autos Blechschäden, mit Alkohol Leberschäden, Gefäßschäden, Ösophagusvarizen. Man hätte etwas tun sollen. Warum ist ihr das nicht aufgefallen? Oder Rainer? Oder den Kindern? Und selbst wenn? Was dann? Entzug wider Willen? Lächerlich. Anrufen? Lächerlich. Sich in den Weg stellen? Beharrlich bleiben? So nahe waren

sie sich nicht gewesen. Und auch niemand anderer. Elvira hatte die Tür zur Alkoholkammer wieder zugezogen und Helenes geliebte silberne Birkenstock davor gestellt, wie zwei Wachposten. Beim Sterben hat sie die nicht getragen. Sie ist in den stickigen grünen Gartenschuhen aus Plastik gestorben, auf dem Weg zum Gemüsebeet. Ausgerechnet der Obersenatsrat hat sie entdeckt, als er unterwegs zu seinem Hochstand war. Aus seiner erhöhten Sitzposition in seinem Mercedes Geländewagen hatte er einen guten Blick über den Zaun, auf die umgekippte Helene. Er war es, der den Notarzt rief, und nach einer Ewigkeit waren zwei Samariter gekommen, die bei der Wiederbelebung eine Menge Blut aus Helene heraus-, aber das Leben nicht mehr in sie hineinpumpen konnten.

Jetzt muss Helene unter die Erde. Nicht in einen Ofen und dann in eine Urne und dann unter die Erde, wie sie es sicher lieber gehabt hätte. Wieso hat sie nicht beim Notar hinterlassen, ob sie begraben oder verbrannt werden will? Wieso hat sie nicht hinterlassen, was Nachlass ist und was nicht? Was privat und was dienstlich? Elvira weiß immer noch nicht, ob sie es tatsächlich schaffen wird, dem Begräbnis fernzubleiben. Ob sie es schaffen wird, hinzugehen. Beides scheint undenkbar. Wenigstens wird kein Geistlicher dabei sein. Das hat Rainer versprochen. Sicher hat er stattdessen einen Grabredner besorgt, irgend so einen Berufsquatscher. Elvira atmet tief

ein. Sie muss in kleinen Schritten auf Helenes Tod zugehen.

Sie macht Kaffee in der Espressokanne, geht zum Briefkasten, freut sich über die Zeitung in der Post. Helenes Abo muss gekündigt werden, denkt sie, als sie zurück zum Haus geht. Wann wird Rainer das machen, oder werden das die Söhne tun? Sie sind die Erben. Sie müssen jetzt die Zeitung bezahlen.

Wie viel bringt so ein Nachlass? Sie setzt sich mit der Zeitung auf das Bänkchen auf die Veranda. Das würde sie jetzt zu Hause auch machen. Im Café Zeitungen lesen, eine nach der anderen. Danach den grauen Peter im Krankenhaus besuchen, danach über den Markt schlendern. Sie vermisst Wien. Eine tote Fliege liegt auf dem kleinen Klapptisch, der nie von Helene eingeklappt wurde. Sie wischt die Fliege in die Handfläche und geht den Steinplattenweg entlang der Hausmauer ums Eck zur Gartenhütte, wo sich eine fette Kreuzspinne ein Netz gebaut hat, und wirft die tote Fliege hinein.

Es war dieses Dorf, das Helene zuerst um den Verstand und dann zum Saufen gebracht hat. Diese Gegend. In der Stadt wäre das nicht passiert. Sie lässt sich wieder auf das Bänkchen fallen. Ein Flugzeug ist abgestürzt, eine neue islamische Terrormiliz verbreitet in Nordafrika Angst und Schrecken, ein US-Republikaner verteidigt nach einem Massaker mit vierundzwanzig toten Jugendlichen den Waffenbesitz. Manchmal hat sie das Gefühl, in einer Zeitschleife gefangen zu sein. Wenn man sich zu-

rücklehnt und sich die Welt ansieht, kann man dem Unglück beim Zirkulieren zusehen. Sie blickt auf die Rotweinränder, die nicht abgewischt wurden.

Man könnte als Grabbeigabe eine Stelle aus dem »Rauhreif« lesen, damals noch mit stummem H. Man wird das nicht. Man wird sich hüten. Das Buch ist ja auch nicht wirklich revolutionär. In dem Buch leidet eine Frau in ihrem bürgerlichen Gefängnis vor sich hin, während um sie herum die kulturelle Revolution der 68er-Bewegung in einem Meer aus Blumenkränzen, Drogen und sexuellem Freigeist wogt. In dem Buch geht es darum, dass die größte Freiheit nichts hilft, wenn sie nicht für alle gilt. Wenn der Schlüssel zur Freiheit zu groß für das kleine Schloss ist, das ein kleiner Geist geschmiedet hat. Wenn der Kopf in einem engen moralischen Verlies sitzt, ist auch die dazugehörige Muschi nicht befreit, egal wie lüstern, nackig und bekifft man durch die Freiheit taumelt. Nein, »Rauhreif« gibt für ein Begräbnis nicht wirklich viel her. Auch wenn es *der große Erfolg* war. Man wird den üblichen faden Sermon über die Trauergemeinde kippen, mit ein paar Glitzersteinchen darin: *erfolgreich, unvergesslich, eine Stimme der Generation, liebevolle Mutter*, irgendetwas in der Art. Man wird Helene wieder nicht zu Wort kommen lassen, man wird der Toten noch das Maul verbieten. Es wird diese Art Abschied werden, die Elvira sich zu nehmen weigert, derentwegen sie nicht mehr auf Begräbnisse geht. Sie wird die *Grabrede für mich*

selbst lesen müssen, es hilft nichts, ein Dokument, das ihr beim ersten Blick auf Helenes Desktop aufgefallen ist.

Zuerst wird sie noch Milch und Brot holen. Sonst wird sie nichts kaufen. Sondern endlich den Kohlrabi ernten und ihn in Butter braten und ein Glas Rotwein auf Helene trinken. Dann noch eines. Es wird vielleicht einfacher, die Grabrede beschwipst, oder noch besser, besoffen zu lesen, so besoffen, wie sie vielleicht auch geschrieben wurde. Und wenn sie sich direkt vor dem Begräbnis noch einmal betrinkt, dann kann sie den Text vielleicht lallend vortragen. Das wäre witzig. Pietätlos. Idiotisch. Hätte Helene es so gewollt? Sie müsste sie zuerst lesen. Die *Grabrede für mich selbst* ist sicher wehleidig und Wehleidigkeit ist unverzeihlich. Gerade posthum.

Sie geht die Straße entlang. Früher waren da sicher keine Ligusterhecken und keine Thujenmauern. Keine Ruhestandshäuschen für die betuchten Pensionisten. Keine Gärten, die tagfüllende Gartendressur in gebeugter Haltung nach sich zogen. Keine Alten, die man wickelte, fütterte und medizinisch versorgte. Keine VW Polos, die die Straße verstellten. Keine Mähroboter, die die Wiesen gehorsam surrend abweideten. Früher wurde hier Holzwirtschaft betrieben, Milchvieh gehalten, die Wiener Wasserleitung gebaut, die Ziegenherde durchs Dorf getrieben. Heute werden Greise durch die gute, frische Luft geschoben. Helene hat die Alten beobachtet.

Beobachten war ihre Spezialität. Vielleicht hätte sie ein Theaterstück darüber schreiben müssen. Über die alte Frau, die man morgens und mittags guttural durch die Mauern bis in Helenes Garten schreien hört, dass man zusammenzuckt. Und den Einbeinigen mit dem debilen, festgefrorenen Grinser. Zweimal täglich kreuzen sich wohl die Wege der Greise bei der kleinen Bank unter dem Haselstrauch, weil die Pflegerinnen sich dort verabreden. Weil sie sich in ihrer Muttersprache austauschen wollen, wie sich Mütter mit Kinderwägen in ihrer Pflegerinnensprache austauschen wollen. Elvira hat in den letzten Tagen schon ein paar dieser Rollstuhlbegegnungen unweit von Helenes Häuschen beobachten können. Es sind launige Treffen, kurze Dialoge auf zwei Ebenen: greise Gesten und schwerhöriges Krächzen auf der Rollstuhlebene, Lachen und Flüstern auf der Schieberinnenebene. Elvira stellt sich vor, dass in diesen Momenten kein Platz ist für die schweren Themen, wie Krankheiten, die nicht mehr geheilt werden, Schmerzen, die nicht mehr weggehen. Helene hätte die Dialoge aufgefettet, sie hätte die Alten aufeinander losgehen lassen, wie sie die Mütter in den Szenen ihres Theaterstücks »Zahnkampf« aufeinander losgehen ließ. Mütter, die vorsorglich ihre Babys abschnallten und sie mit ihrer kleinen Rassel auf eine Decke legten, bevor sie mit den Kinderwägen aufeinander eindroschen. Helene hätte vielleicht wieder Requisiten durch den Bühnenraum fliegen lassen. Rollatoren, Krücken und volle Er-

wachsenwindeln. Zugegeben, es wäre ein mühsames Theaterstück geworden, dem Publikum würde es bestimmt einen deprimierenden Kulturabend bescheren. Vielleicht wäre auch wieder jemand verletzt worden.

Sie und Helene haben sich noch im Herbst darüber unterhalten, warum der Einbeinige das Sterben heiter nimmt und die Schreierin so schwer. Dem Einbeinigen wird das Lachen schon noch vergehen. Oder doch nicht? So wie beim Gebären sind die Männer vielleicht auch beim Sterben in der Zuschauerposition, vielleicht geht sie das Kommen des Lebens genauso wenig an wie das Gehen. Bis sie mitbekommen, dass sie auch vom Tod betroffen sind, ist es schon zu spät und sie haben es hinter sich.

Helenes Trauerfeier wird von Rainer ausgerichtet, in Kaiserbad. Steht alles auf der Parte. Im selben alten Bürgerhaus, in dem die beiden ihre Söhne aufgezogen haben, bis Helene ihren *Erkenntnissturz* gehabt hat. Die Erkenntnis kam mit der Erbschaft der Tante, dem Häuschen in Hintermoos. Die Erbschaft markierte den Endpunkt einer Entwicklung, die sich im Verdeckten vollzogen hatte. Eine Art Metamorphose innerhalb der Mutti-Puppe. Das Mutti-Puppenstadium war damit vorbei, die Schriftstellerin durfte jetzt schlüpfen, nicht nur so halbherzig, wie es die Dreiundzwanzigjährige versucht hatte. Sondern richtig. Mit derselben fokussierten Besessenheit, mit der Genies seit Jahrhunderten

arbeiten – ohne die geringste Ablenkung. Wenn sie wieder ernsthaft schreiben wollte, musste sie sich zurückziehen. Durfte sie. Das Haus stand leer und wartete auf sie. Vorerst auf Zeit, ließ sie Rainer wissen, aber an Rainer dachte sie als Letzten. *Nichts ist mehr ohne dich, so wie es war, doch du lebst weiter in unseren Herzen.* Wer hat diesen Spruch auf der Parte ausgesucht? Rainer, der erst so entsetzt und dann so froh war, dass seine in vielerlei Hinsicht nicht mehr funktionierende Ehefrau sich ohne große Kollateralschäden vom gemeinsamen Leben abgekoppelt hatte. *An den Wochenenden komme ich wieder heim, oder du kommst zu mir.* Rainer trieb zwei Jahre durch Kaiserbad wie ein fetter, vom Haken gefallener Köder durch einen Fischteich, bis Therese ihn aufspürte und zuschnappte. Die Scheidung war reine Formsache. Helene hatte ihr Häuschen, ihre kleine Pension, ihre Freiheit. Rainer hatte wieder eine Frau an seiner Seite, eine neue Verwalterin für sein Haus, seine Freizeit, seine Blutwerte.

Helene gab es zwar erst Jahrzehnte später zu, aber mit der Ehe und der Schwangerschaft war sie in eine Falle getappt. Sie hatte Depressionen nach der Geburt des ersten Kindes und mit dem zweiten Kind begann der Alkoholmissbrauch. Das Haus sei ein Gefängnis, sagte sie, der Ort eine Strafkolonie, überall nur Vorstadtfrauen mit perfekten Frisuren und bourgeoisen Lebensprinzipien. Aber in die WG zurückzuziehen, wäre nicht infrage gekommen. Nicht mit den Kindern. Wir hätten sie zurückgenommen, denkt

Elvira, auch mit Kindern. Stattdessen hat sie sich ihr Gefängnis so schön eingerichtet und dekoriert, bis es wie ein Zuhause aussah. Helene hat Zwischenwände niederreißen lassen, damit Räume zu Hallen verschmelzen konnten, in denen der Kinderlärm mit seinen spitzen Synkopen auch in die letzten Winkel des Hauses vordringen konnte. Therese hat angeblich die Wände wieder eingezogen, obwohl keine Kinder mehr gekommen sind. Jetzt ist die Stille in viele Kammern unterteilt. Diesen Grind, den die erste Ehe mit sich bringt. Eine Patina aus angeschmierten Wänden, Unterhaltszahlungen, abgeschleckten Glasscheiben und einer Vergangenheit, die nicht nachgeholt werden kann. Alles kein Problem für Therese. Sie hat die Spuren ihrer Vorgängerin übermalen lassen.

Elvira wird nach dem Begräbnis in dem sauber geleckten Haus herumstehen und alle beobachten in ihren schwarzen Sommerroben, wie sie gedankenverloren über ihre Sektflöten streichen und sich nebenbei austauschen über die wunderbare Helene, die sich tief ins Höllental zurückgezogen hatte, um all das nicht mehr hören zu müssen. Über die wunderbaren Bücher und Theaterstücke von Helene, die niemand von ihnen gelesen oder gesehen hat, weil ihre Werke das Gift der alternden Krawallemanze ausdünsten. Vielleicht werden sogar Literaturkritiker da sein, oder irgendwelche Kulturfuzzis, die so ein Begräbnis als Netzwerktreffen nutzen.

Man müsste diese Windelsäcke, die immer am ersten Montag im Monat vor den Haustüren stehen, sammeln und sie der Gesellschaft zu Füßen legen wie eine kostbare Ikone der Wahrheit. Unter die Nase reiben. Diese Windelsäcke als Mahnmale, dass es uns alle treffen kann und wird. Das Altern vielleicht, der Tod sicher. Man müsste die Windelsäcke als Readymades betrachten, man dürfte sie nicht so ungenutzt verschwinden lassen, wie das in den großen Städten geschieht, so wie man auch diese Alten nicht so verschwinden lassen dürfte. Das Altern und Sterben müsste viel mehr im Weg herumstehen. Man müsste die Alten mit ihren Rollatoren Gehsteige blockieren lassen, sie in den feinen Restaurants füttern, man müsste sie in die Vorstandsetagen schieben und mit ihnen Aufzüge von Finanz- und Versicherungstürmen verstopfen. Alle müssten viel öfter an ihren eigenen Tod erinnert werden. Dann würde es weniger Größenwahn geben. Man müsste so etwas wie Windelsäcke auf Plätzen anhäufen, vor das Parlament karren, vor Schulen und Universitäten. Aber die Erinnerungskultur ist zu sehr auf Ästhetik fixiert: Kirchen-, Politik- und Kulturmänner, Heilige, Kriegshelden, nackte Weiber als Allegorien auf Stelen. Niemand will an den Tod erinnert werden.

Die Windelsäcke haben Elvira jetzt den Tag vermiest.